

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

6] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Heuter

Beim Verlassen der Kirche trafen sie eine Gruppe von Lazaristen, die sich nach ihrem Kloster zurück begaben. Einer von ihnen blieb stehen und sagte, mit dem Finger auf den Gelehrten deutend, zu dem anderen:

„Sehet dort Elias Jamain, den Renegaten!“

Der Gelehrte blickte auf und erkannte einen der Brüder, die ihm zugeredet hatten, nach Jerusalem zu reisen.

Sie sahen sich einen Augenblick an; Elias schlug die Augen nieder, der andere jedoch heftete einen Blick des Vorwurfs und des Hasses auf ihn, dann aber ballte er die Fäuste mit einer Gebärde biblischen Zornes und rief:

„Maledictus sis, apostata!“ (Sei verflucht, Du Abtrünniger!)

Und er verschwand unter der Torwölbung des Klosters, Elias lief ihm nach.

„Mein Vater! Hören Sie mich, mein Vater!“ Aber das Tor schloß sich ihm vor der Nase, und unter den Wölbungen hallte dumpf dröhnend das Echo wider:

„Wehe Dir, Renegat! Wehe Dir!“

Den Fluch eines Mönches verächtlich belächelnd, hatte Cäcilie ihren Weg fortgesetzt. Sie freute sich über den Aerger der Katholiken, der den Wert ihrer Eroberung noch erhöhte.

Aber Elias dachte: Die einen bemitleiden, die anderen verfluchen mich. Ich aber weiß nicht, nach welcher Seite ich mich wenden soll, um das Heil zu finden!

Und von bitteren Gedanken beschwert, war seine Seele gebeugt, so daß es ihm schwer fiel, seiner Frau auf den sonnigen Pfaden Nazareths zu folgen.

7.

Beim Anbruch des nächsten Tages verließen sie das Granatbaumgehege. Vor ihnen dehnte sich die galiläische Ebene aus, einem Kräuterosean ähnlich, in dem sich grüne Hügel emporhürnten und buntfarbige Täler kreuzten. Maultiere und Zelte schwankten darin wie Schiffe, deren Seeel von Böen geschwellt werden, und über diese grüne Dämung streiften Schwalben mit raschem Flügelsschlage hin.

Man marschierte durch Blüten und Storn. Gelbe Dolden blieben am Zaumgebiß der Pferde hängen, und Fenchel, der sich an den Steigbügeln zerrieb, erfüllte die Luft mit seinem süßlichen, erfrischenden Dufte.

Manche im Gerstenfelde versteckte Schalmei ließ ihre einfachen Klänge erschallen; hie und da streckte ein Kind seinen mit Klatschmohn gekrönten Kopf hervor; hinter Maisbüscheln blühte der Lauf einer alten Luntensfinte auf, und Cäcilies Rejemantel glitt mit raschem, rauschendem Knistern über hohe Heuschwaden. In der Wonne dieses Morgenmarsches fühlte Elias alle peinlichen Eindrücke des vergangenen Abends schwinden. Das Leben erschien ihm hell und klangfroh und einlullend wie diese sanftbewegten Getreidefelder, in denen sie bei ihrem Durchzuge kaum eine winzige, duftige Spur hinterließen.

Von Zeit zu Zeit wandte Frau Jamain sich nach ihrem Gatten um. Sie war von Ruhe durchtränkt und von Sonnenlicht überflutet. Ihre klaren Augen strahlten Himmelsglanz aus, und es schien, als höre sie hinter ihnen den Schritt von etwas Unsichtbarem.

So wanderten sie stundenlang.

Die letzten Felsgrate von Galaad waren wie bläuliche Rauchwölkchen im goldigen Dufte der Ferne aufgegangen. Die Schlachtfelder von Esdrelon (Szeel), auf denen so viele fränkische Ritter ihren Atem aushauchten und wo später Napoleon die Trümmer seiner Armee zurückließ, waren hinter den Rasenvorgebirgen ungeadert, und hoch, sehr hoch oben sah man die Spitze des Hermon, wie eine über Wolken hängende Schneeflocke.

Rings umher nichts, nichts weiter als diese Gräservegetation, die über diesen geheiligten Boden wie ein un-

gehenerer Teppich ausgebreitet ist. Eine unbeschreibliche Stille schwamm in der Luft; doch war es nicht die Stille der Verödung, der Leere oder der Verlassenheit, wie man sie in anderen Strichen des heiligen Landes antrifft; hier in Jesu eigentlichem Vaterlande war es mehr die Stille einer großen Erinnerung, eines stummen aber inbrünstigen Gebetes, das vom Bittern all dieser Pflanzen emporstieg.

Nach der Mittagsrast entsfaltete sich das Terrain, und die Reisenden sahen im Hintergrunde der samtartigen Berge, umrahmt von Heuhaufen — eine Wasserinsel im Grasozean, eine ausgestorbene Dase in einer in Blüte stehenden Wüste — den fahlen, regungslosen See Genesareth.

Und am Rande des Sees rechte Liberias, vom sagenhaften Glanze seiner Vergangenheit umhüllt, in ohnmächtigem Stolze seine entkrönten Zinnen empor.

Von Bewunderung ergriffen, machten Elias und Cäcilie Halt und stiegen von ihren Pferden. Hand in Hand, dicht nebeneinander auf einem Felsblocke sitzend, betrachteten sie stumm, dort unten zu ihren Füßen in jener Rasenbucht, die legendäre Stadt, dieses Phantom einer über einem trüben verbliebenen Spiegel hängenden Festung.

Langsam stiegen sie herab, und mit ihnen sank auch die Sonne nieder.

Je mehr sie sich Liberias näherten, desto mehr büßte es von seinem zauberhaften Aussehen ein, dafür aber gewann der See an Bedeutung. Er dehnte sich der Länge und Breite nach, bis er schließlich über die ganze Einsamkeit reichte und der Horizont an sein Gestade grenzte.

Kaum in der Stadt angelangt, mieteten sie eine Barke. Eine köstliche Melancholie breitete sich wie eine stille Träumerei über ihnen aus.

Von den umliegenden Hügeln kamen in schwarzen schweigenden Reihen die Ziegenherden herab; kleine Girtenflöten schluchzten.

Auf den Höhen erlosch der Lichtschimmer; träge rollte der Schatten an den blütenüberfüllten Hängen herab und ließ nachher seinen rosigen, durchdufteten Schleier über das wie nachdenklich daliegende Meer und seinen ruhig stillen Hafen nachschleppen.

Ein leichter Luftzug schwellte das Segel, langsam glitten sie an den Ufern entlang, wo die Papyrusstauden rauschten, an den Ufern, wo sich vor Zeiten Städte erhoben, deren Namen: „Magdala, Kapernaum, Korazin“ Erinnerungen an ihn herausbeschwören: Städte, die oft seine Stimme hörten, die ihn vielleicht oft in den Barken der Fischer hatten schlafen oder den Wind stillen oder über das Meer dahertwandelnd sehen.

Nun glitten sie hier vorüber, von Säuf und Schweigen umhüllt.

Der Mond ging auf.

Wie große silberne Hostien schwammen die leuchtenden Scheiben der Wasserlinsen, und aus den Papyrusstauden — langen biegsamen Kerzen — stiegen dunstige Schwaden empor.

Es war, als sei ein teurerer, erstorbener Traum wieder zu neuem Leben erwacht.

Eine unendliche Weichheit schwellte Elias Herz; ihm schien es, als stiegen alle Worte der Liebe, alle, in diesen See gefallenen Gelöbnisse, Hoffnungen, Verheißungen auf seine Rippen empor.

Er zog seine Frau dicht an sich. Ihre Hände verschränkten sich, ihre Gedanken wurden eins, und so glitten sie, in der gleichen mystischen Extase vereint, lange durch die Abendnebel dahin.

Plötzlich fing Cäcilie an zu zittern, ein übernatürlicher Glanz breitete sich über ihr blaßes Gesicht aus. Sie machte sich von ihrem Gatten los und deutete auf eine in der Ferne aufsteigende Nebelsilhouette.

„Schau hin, Elias! Schau hin! Er kommt zu uns! Er wandelt auf den Wellen!“

„Ja, mein Lieb! Ich sehe ihn! Sein mildes Antlitz spiegelt sich in Deinen Augen wieder.“

Und fromm schlug er die Augen nieder.

Auf einem von Fenchel eingesäumten Pfade kehrten sie zurück.

Der Mond war hinter einem der Hügel verschwunden. Die Sterne säten weißbläuliche Flecke auf ihren Pfad. Cäcilie lehnte sich, die Augen zum Himmel erhoben, an ihres Gatten Schulter und ließ sich führen.

See, Barke, Librias schliefen. Alles nahm fantastische Formen und träumerisch verschwommene Farben an; in dieser feenhaften Nacht schienen nur zwei Dinge der Wirklichkeit anzugehören: Cäcilien Mund, der bei ihrem blassen Antlitz um so lebensvoller aussah, und die rote Feltöffnung am Ende des Weges, wo eine Ampel ihr rosiges Licht auf zwei kleine, schneeweiße Betten warf.

Elias beugte sich zu Cäcilie herab und preßte sie noch inniger an sich. Ihre jugendliche Wärme setzte ihn in Glut, ihr heißer Mund berührte ihn. Um sie zündeten die Gliedwürmchen ihre Liebesfadeln an.

Ein wollüstiger, düsteschwangerer Seufzer strich über Raub und Gräser hin.

Vom Ungestim seiner Begierden fortgerissen, schwand Elias Begeisterung. Die Keuschheit ihrer Umarmung folterte ihn plötzlich so stark, daß er dabei ohnmächtig zu werden fürchtete.

„O, Du Herzensschatz, wie liebe ich Dich! Wie liebe ich Dich!“

Und seine Lippen fest auf die ihrigen pressend, riß er sie wie toll in seinen Armen empor.

Sie stieß einen Schreckensschrei aus.

Rasch wieder zur Besinnung kommend, ließ er sie beflürzt los.

Doch sie setzte sich, das Gesicht in die Hände vergrabend, am Wegesrande nieder und schluchzte.

Verzweifelt und auf sich selbst wütend, warf er sich neben sie in die Fenchelstauden.

„Verzeihe mir! Verzeihe mir! Ich wußte nicht, was ich tat. Ich bin nur ein rohes Tier, eine wilde Bestie. Ich begreife mich selbst nicht. Doch Du wirst mich leiten und reinigen; Dein frommer Geist wird mein sündiges Fleisch heiligen. Weine nicht mehr, mein Lieb, weine nicht. Und vor allem sage Deinem Manne, daß Du ihm nicht mehr zürnst.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Leichengefolge.

Von Henrik Hjerne.

Klausen ist tot, Klausen soll begraben werden; das heißt, er wird sich nicht etwa nach der Art der alten Heiden verbrennen lassen; das wird er den Kegern überlassen und denen, die gegen Gottes Reich streiten. Nein, Klausen kommt auf den Kirchhof; er selbst hat sich den kleinen Ruheplatz ausgesucht und gekauft, wo er in aller Stille der Auflösung des Fleisches und der Verklärung des Geistes unter der blumengeschmückten Decke in geweihter Erde entgegensehen will.

Und nun kamen sie da unten auf dem Wege mit ihm.

Es war ein grauer, wolkenreicher Tag. Es war noch kein Tropfen zur Erde gefallen, aber die ganze Luft war naß, und ein kalter Nebel senkte sich dick und schwer auf die vielen schwarzen Zylinderhüte, die langsam und feierlich mit dem vorschrittsmäßigen Tempo da unten am Wegesrande näher rückten.

Der Kirchhof lag hoch. Der Weg ging recht steil auf der letzten Strecke, so daß die Fahrt sich ein wenig verlangsamte.

Zwei schwarze prächtige Pferde schritten voran mit gesenkten Häuptern, von Trauer gebeugt, als hätten sie Klausen persönlich nahe gestanden, während der Kutscher oben auf dem Bod mit dem fetten, glattrasierten, unbeweglichen Gesicht, diesem Gesicht, das ja eigentlich ein integrierender Teil seines Amtes war, stramm und steif wie ein japanisches Götterbild aus Holz dafah.

Und in dem Wagen selbst lag Klausen in entseelter Majestät; mit Blumen und Kränzen besetzt, ruhte er auf seinen Vorbeeren aus. Er war ein glücklicher Mann gewesen, wenn tief unter Glück eine ruhige, ununterbrochene Reihe von Annehmlichkeitsgefühlen auf den verschiedenen Stufen des Lebens verstehen wollten.

Ja, er war glücklich gewesen! Denn er hatte zu denen gehört, die „vernünftig“ geboren werden, zu den Menschen, die es stets verstehen, die Räder in der Maschinerie des Lebens mit dem nötigen Quantum Del einzuschmieren. Stets hatte er es mit dem feinsten Instinkt verstanden, sich nie an jemanden näher anzuschließen, als es gerade nötig war, so daß er den Knoten lösen konnte, ohne sich die Nägel zu zerbrechen. Darum hatte er auch nie einen Freund verloren, denn er hatte nie einen gehabt. Schließlich war er glücklich gewesen, weil er zu den „Unverletzlichen“ gehört hatte, die beständig so vorsichtig auftreten, daß sie dem Nächsten nie auf die Gühneraugen treten. Kam es dagegen vor, daß der Nächste, aus Blumpheit oder Verger, Klausen auf die Stiefelspitzen trat, ja, dann

verstand er es so: „Entschuldigen Sie“ zu sagen, daß alle andern glauben mußten, Klausen selbst hätte wider seinen Willen den verlegt, der ihn zu nahe getreten war.

Nie hatte er sich in Betrachtungen darüber verloren, wie weit er für diese Welt gut genug war, denn er ging davon aus, da die Welt gut genug für ihn war, so mußte er auch gut genug für sie sein, und darin hatte er wie so viele „Mitglieder des Stadtrates“ gewiß nicht unrecht. Prinzipien hatte er nie gehabt, und wenn er einmal seine Meinung in einer wichtigen Sache abgab, dann war sie immer so abgefaßt, daß keiner begriff, was er eigentlich sagen wollte. Darum hatte er auch beständig mit Gott und den Menschen auf gutem und vertraulichem Fuß gestanden.

Das war nun Klausens Physiognomie in einfachen Umrissen, eine Silhouette des Mannes, und die vielen, die ihm jetzt, da er aus dem Leben gefahren wurde, mitfolgten, gingen alle, als wenn sie unter der Last der Trauer zusammenbrachen, alle beugten sich bei dem Gedanken an den unersehbaren Verlust, den sie erlitten hatten. Wo bekam die Stadt wohl wieder einen Klausen her?

Dicht hinter dem Sarg ging die Witwe mit ihrem kleinen fünfjährigen Sohn an der Hand. Ihr vergrämtes Gesicht zeugte von jahrelangen Leiden, die in ihrer gedrückten, verschlossenen Stimmheit lauter schreien, als lautes Gebrüll; aber der Staubregen, nicht etwa die Tränen hatte ihre Wange geseuchet, und der Jubel der Befreiung leuchtete aus ihren Augen, als der kleine Zunge, ängstlich klüsternd, während er sich dicht an sie schmiegte, fragte: „Mutter, ist Vater nun wirklich tot?“

„Ja, Hanschen, nun ist Vater tot.“

„Und er kann nie wiederkommen, um mich zu schlagen?“

„Nein, nein, Kleiner, Vater kommt nie mehr wieder.“

„Mutter, soll ich dem lieben Gott nicht in meinem Abendgebet danken, weil er Vater fortgenommen hat?“

„Jetzt wollen wir uns recht lieb haben und recht gut zu einander sein, damit uns niemand mehr etwas zu leiden tun kann . . . und dann samst Du ja auch, wenn Du willst, dem lieben Gott heute abend in Deinem Gebet danken.“

Etwas weiter zurück gingen zwei Herren vom Großhändler-Zuschnitt, beide etwas über fünfzig Jahre.

„Biel hat er wohl nicht hinterlassen?“ meinte der eine.

„Kam das Allernotwendigste, aber die Witwe soll ja 'ne wohlhabende Familie haben.“

„Kamen Sie zu Klausen? Ich meine, weil Sie mitgehen.“

„Ach nein, das gerade nicht, aber wir trafen uns ab und zu im Klub. Früher kam ich auch übrigens manchmal hin, man bekam einen einzig dastehenden Rotwein bei den Leuten. . . Darauf verstand sich Klausen nämlich. Aber dann . . .“

„Na, dann?“

„Na, zuletzt brach ich . . . Die Luft in den Stuben war geradezu mit peinlichen Geheimnissen geschwängert . . . es war die Geschichte mit der Frau.“

„Ja, ja, ich weiß, sie durfte zum Beispiel nie ein Dienstmädchen nehmen, das nicht wenigstens fünfzig Jahre alt war.“

„Arme Frau, sie hat zu vielem schweigen müssen, das können Sie mir glauben.“

Hinter ihnen gingen drei zusammen; junge Leute vom Kontoristentypus, dünn, bleich und gebeugt.

„Haben Sie einen Kranz geschickt, Jörgensen?“

„Ja, ich bestellte einen von den billigsten, wo es drei für 1 Krone gibt, bloß damit meine Karte dabei ist. Man hat dann doch wenigstens seine Schuldigkeit getan, nicht wahr?“

„Der Teufel soll ihm 'nen Kranz schicken, dem alten Maulwurf“, meinte der dritte in der Reihe. „Jetzt hat er mich in seinem schmierigen Kontor acht Jahre für 35 Kronen monatlich sitzen lassen. Ich meine, es ist schon gerade genug, wenn ich überhaupt mitgehe und meine Stiefelsohlen zerreiße, um zu sehen, wie er heruntergelassen wird.“

„Wenn die Stiefel noch was wert sind, denn ist es sogar zuviel . . . Ja, ja, wenn es darauf ankam, so 'n richtiges Bombendiner für die Honorationen zu veranstalten, da konnte Klausen sein Portemonnaie aufmachen, aber ein anderer mußte froh sein, wenn er ein Glas Bier als Neujahrsgratifikation bekam.“

„Na, das ist gleich, jetzt ist es ja zu spät, um auf ihn zu schimpfen, jetzt lassen Sie ihn nur ruhig im Sarge liegen.“

Man war bis zur Kirchhofspforte gelangt und während der Wagen mit Klausen darin vor der Eingangspforte hielt, wurde die Tür langsam von innen geöffnet. Sie mischte in den Angeln, als täte man ihr Gewalt an, als man sie vor Klausen öffnete. Es klang wirklich, als wollte sie diesen rechtschaffenen Mann nicht bei sich haben.

Und dahinter schlüß sich der Zug wie ein Wurm hinein, der sich nach und nach hinter der Kirchhofsmauer versteckte.

Ganz hinten im Zuge hielten sich zwei alte, schnurrige Wurschen auf. Der eine war der Wirt in einem Hause, das dem verstorbenen Klausen gehört hatte, der andere ein pensionierter alter Schullehrer, der immer in philosophische Betrachtungen über die

blen Fragezeichen des Lebens versunken war. Sie hatten einander auf dem ganzen Wege nichts mitzuteilen gehabt, endlich sagte der Wirt:

„Mit solcher Leiche mitzugehen ist bald schlimmer, als sieben böse Jahre, aber meine Frau meinte, ich müßte mit, es ginge nicht anders, sonst hätte ich mich auf den Karrenstreich gar nicht eingelassen.“

Der Schullehrer, der hierin einen maskierten Angriff auf den Entschlafenen sah, wandte bescheiden ein:

„Na, er hat doch im Grunde nie jemand verlegt.“

„Ach, Sie meinen Klausen; na, da können Sie recht haben, er hat im Grunde nie etwas anderes getan, als die Leute zu ver-
lehen.“

Eine Weile Pause, die wieder von dem Wirt mit über-
zeugendem Nachdrucke unterbrochen wurde:

„Sie denken mehr als Sie reden.“

„Meinen Sie, Herr Vortesen? Na, vielleicht ja. Aber der Gedanke muß ja notwendig dem Worte vorausgehen. Doch wissen Sie übrigens, warum ich der Leiche folge?“

„Ach, Sie machen ja solche Gratismödie immer mit.“

„Aber Sie wissen nicht weshalb; nein, das wissen Sie nicht. Lassen Sie uns das Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung einmal untersuchen. Sie haben recht, ich gehe immer mit. Ich fühle nämlich immer ein gewisses Wohlbehagen, es kitzelt mich sozusagen, wenn ich bedenke, daß ich nicht selber da begraben werde, sondern, daß ich nach Hause zu meiner Frau gehen und gebadene Kalbsbrust mit Kohl essen kann. Ja, ich weiß ja natürlich nicht, Herr Vortesen, ob Sie auf diesen meinen individuellen Gedanken eingehen können.“

„Wollen Sie meine Meinung hören, Andersen, dann werde ich Ihnen sagen, daß das alles Blödsinn ist“, sagte der Wirt und schlug den alten Kindererzieher auf die Schulter, daß er für Lebenszeit schief wurde.

Sie waren nun gerade am Tore, da blieb der Wirt stehen und sah Andersen energisch an.

„Wissen Sie was, Andersen, es ist so rauhes Wetter, wir holen uns bloß den Schnupfen da drin; wir wollen lieber nach dem Pavillon gehen, und was Barmes trinken, dann können wir mit gutem Gewissen sagen, wir haben Klausen ein letztes Glas geteilt. Sie können sich auch darauf verlassen, daß er uns nicht entbehren wird.“

Damit gingen die beiden Männer fort, ohne Klausen richtig Adieu zu sagen.

Der Regen begann dichter zu fallen, und der feuchte Wind rauschte durch die Pappeln an der Kirchhofsmauer: Durch die offene Pforte sah man das Gefolge am Grabe mit entlötheten Häutern, dem letzten Zeichen der Hochachtung und Ergebenheit, die man dem geschätzten Manne entgegenbrachte, der nun für immer fortgegangen war. —

Kleines feuilleton.

i. Marie Olimpe de Gouges, eine der eigenartigsten Frauen der ersten französischen Revolution — 1765 in Montauban geboren, am 2. November 1793 in Paris guillotiniert — war die erste politische Rednerin, die die Weltgeschichte kennt und zugleich die erste Vorkämpferin für die rechtliche Gleichstellung ihres Geschlechtes. Obgleich sie weder lesen noch schreiben gelernt hatte und von sich sagen konnte, daß sie „nicht einmal die Grundregeln der Sprache kenne“, überhaupt unwissend wäre, war sie doch eine hervorragende Schriftstellerin. Auf diese Umstände bezieht sich eine kleine, für Olimpe de Gouges so bezeichnende Geschichte, die Emma Adler in ihrem Werke: „Die berühmten Frauen der französischen Revolution 1780—1795“ erzählt.

Eines Tages war die berühmte Republikanerin mit ihrem Sohne aufs Land spazieren gegangen. Auf dem Rückwege war sie sehr ermüdet und konnte keinen Wagen finden; da wurde ihr von einem Fremden ein Platz in dem seinigen mit soviel Liebenswürdigkeit angeboten, daß sie annahm. Der Zufall wollte es, daß sie der Gegenstand des Gesprächs der anderen Wageninsassen war. Ein Mensch behauptete, er kenne Madame de Gouges ganz genau: er hatte keine Ahnung, daß sie ihm so nahe sah! Er sagte: „Dieses Weib spielt den Schöngeist“. Worauf ihn Olimpe de Gouges fragte, ob er sie wirklich so genau kenne. „Sicherlich“, antwortete der Befragte, „ihr Mann war Restaurateur (was stimmte), sie wollte seinen Namen nicht tragen. Man weiß gar nicht, von wem sie abstammt. Und was ihre Arbeiten betrifft, hat sie, würden Sie das glauben, niemals einen einzigen Gedanken davon selbst gedacht. Sie kann nicht einmal lesen; man macht alles für sie, man erkünstelt sogar eine gewisse Nachlässigkeit, einen mangelhaften Stil, um noch mehr den Glauben zu erwecken, es sei von ihr.“

„Indessen“, antwortete Madame de Gouges, „habe ich sie selbst in Gegenwart anderer Theaterstücke verfaßt gesehen, sie hat sogar einmal eine Bette damit gewonnen.“

Der liebenswürdige Reisegenosse war um eine Antwort nicht verlegen. „Ach, gnädige Frau, das Stück war da schon fertig, man hatte sie es auswendig lernen lassen!“

Als ihn Olimpe de Gouges fragte, ob er dessen ganz sicher sei, erwiderte er, daß er es auf eine Bette ankommen lasse, sie würde es nicht wagen, in seiner Gegenwart sich zu brüsten, denn er selbst habe für sie bereits ein Theaterstück verfaßt. Ueberdies versicherte

er auch noch, aus Erfahrung zu sprechen, da er zu einem ihrer er-
hörten Verehrer gehöre.

Madame de Gouges hielt an sich und sagte erst, nachdem sie ans Ziel gelangt war und den Wagen verlassen hatte, zu dem frechen Aufschneider: „Mein Herr, ich habe Ihre albernen Reden mit der Ruhe einer Philosophin, dem Mute eines Mannes und dem Auge eines Beobachters angehört; ich bin jene Frau de Gouges, die Sie niemals gekannt haben und die zu kennen Sie nicht imstande sind. Ziehen Sie Nutzen aus der Lektion, die ich Ihnen gebe; man findet leichtlich Männer Ihrer Spezies, aber es bedarf der Jahrhunderte, um ein Weib von meinem Schlage hervorzubringen.“ —

Theater.

Berliner Theater. Gastspiel des Moskauer Künstlerischen Theaters. Nachtasyl. Drama in vier Akten von Maxim Gorki. So begeisterte Ovationen, wie sie den russischen Künstlern bei dieser Aufführung dargebracht wurden, haben auch die ältesten Theaterbesucher hier in Berlin wohl selten miterlebt. Die Leute erhoben sich von ihren Sitzen, als ob sie stehend besser applaudieren könnten. In dem tosenden Geräusche dieser vielen hundert Hände löste sich wirklich eine innere Erregtheit aus. Wie glänzende Einzelleistungen die Darstellung der Gorkischen Dichtung in Reinhardts kleinem Theater geboten: Rosa Wertens Wajsilissa, Reichers Schauspieler, Wajmanns Baron, Reinhardts Luiza, hier, von den Landsgenossen des Dichters und seiner Darsteller vorgezogen, schien sich das Berl in seiner wurzelechten Eigenart erst völlig zu entfalten. Die Schauspieler des deutschen Ensembles hatten ein Besensfremdes, Nichtgesehenes rein aus den Kräften ihrer Phantasie nachbilden müssen, die Phantasie der Russen schöpft aus unmittelbarer Anschauung. So wirkte, was sie gaben, mit einer rüchhaltigen Selbstverständlichkeit der Illusion; ohne Möglichkeit einer kontrollierenden Vergleichung, empfand man es von vornherein, in diesem Nachgeschaffenen lebt und weht das Wirkliche, das sind in jeder Zug ihres Gehabens mit Haut und Haaren Gestalten aus jener Welt, von der das Schauspiel Gorkis Kunde gibt. Und rückwärts fiel von hier ein helles Licht auf all die seltsamen, zerklümpften Wundergestalten, deren Leben abseits von den ebenen Strahlen der Gesellschaft Gorkis unvergleichliche Erzählungen geschildert haben. Die von der Bühne her empfangenen Eindrücke liefern der Einbildungskraft Farben, jene in ihren äußeren Erscheinung, in Gesten und Gebärden sich auszumalen.

Das weite, rauchgeschwätzte Kellergewölbe, in dem die Herbergsgäste haufen, bildete den düstern-ersten Hintergrund für diese Szenen tiefster Menschennot. Vortrefflich war die Gliederung des Raumes, so angelegt, daß das unausgesehene Kommen und Gehen der Personen ohne jede Störung verlief, die Gruppen auf der Bühne sich in freieste Weise betogen und malerisch sich voneinander abheben konnten. Der Mittelpunkt, um den herum sich alles abspielt, ist eine gewaltig breite, mit Lumpen und schmutzigen Felles bedeckte schräg geneigte Platte, die Schlafpritsche der Männer. Da liegen sie und dehnen rätelnd ihre müden Glieder, oder sie hocken drauf beim Kartenspiel, beim Pokulieren und Gesang. Wohl gibt es welche, die, wie Kleistsch, der Schloffer, die Bahne zusammenbeißen, unberührt vom Lärm, mit fieberhaftem Fleiße schaffen, in der bagen Hoffnung, sich aus diesem Sumpf des Glens wieder emporzurängen. Andere haben das längst aufgegeben oder nie versucht. Durch Pokulieren, Dieberei, Dinnengewinn ergattern sie die Groschen für Schnaps und für die Herbergsmiete. Ein „Auswurf der Gesellschaft“ und doch im Grunde nicht schlimmer, sondern menschlicher als viele der Korrekten, Hochbetitelten und Respektierten, die in moralischer Entrüstung über sie die Nase rümpfen. „Ich weiß auch Epikubus zu achten — ein Floh, mein ich, ist so gut wie der andere: Alle sind schwarz und alle hopen, so ist's“, sagt Luiza, der gute Pilgermann, und man fühlt die Wahrheit seines Wortes nach.

Prächtig war Stanislawskis Statin, ein hochgewachsener Wursche mit intelligenten Zügen unter dem dunklen, schon leicht ergrauten Haar; gleich malerisch in der lazzaronihaften Trägheit, wie wenn ein Reiz ihn aufrüttelte aus der Lethargie, in der ausgelassenen Lustigkeit seiner Bewegungen. Ein Unbekümterter, der lachend mit dem Leben sein Spiel treibt, die zerfetzte Jade stolz wie einen Königsmantel um die Schultern schlägt — liebenswürdig und hart, Zyniker und in Erinnerung an längst vergangene Stadien seines Entwicklungsganges zuzeiten empfänglich für das Erhabene eines dem Höchsten zugewandten Ideenfluges. Das verhaltene Brummen, mit dem er, aus dem Schlaf erwachend, die ersten Szenen begleitete, lang wie das Schnurren eines großen fatten Tieres, dessen wilde Kraft zu reizen gefährlich wäre. Und auch die anderen, der gutmütig-phlegmatische, bedächtig sein Ungeziefer verpeisende Dubnow Luschkis, Adajens toller, berauschter Schuster, Leonidow sch melanholischer, breitschultriger Bepol hatten in ihrer strobenden Natürlichkeit einen Unterton des Animalischen, je nach der Rolle verschieden abgetönt. Einer der stärksten Eindrücke war es, wie Poppel, aufgestachelt von der Frau des Herbergswirtes, ein übermächtiger, von den Wallungen des Jornes geschüttelter Koloss, finstler blickend auf den kostbaren, schein zurückweichenden Iwerz zuschritt, wie er gleich einem Raubtier sich erhob, sein Opfer schüttelte, es niederwarf und, aufgeschreckt durch Luiza, es noch einmal fahren ließ. Mit feinsten Individualisierung führte Katschalow, von Frau Tschchow-Anipper als Naitja trefflich unterstützt, die Rolle des Barons durch. Ganz neue und

auserordentlich farbige Bilder bot der dritte Akt, der hier, nicht wie im Kleinen Theater, in dem Asyl, sondern nach Anweisung des Dichters in dem von heller Frühlingssonne überströmten, durch hohe Giebelmauern eingeschlossenen Herbergschloß spielt. Wunderbar ergriß der weiche, sehnsüchtige Chor Gesang am Schluß.

Ein Kunstwerk ersten Ranges, das sich würdig seinem Zar Fedor an die Seite stellte, war Moskwin's Luka. Er fügte den Akten der in Reinhardt's geistvoll stilisierender Wiedergabe als verklärte Sphingin durch das Stück schritt, restlos in den naturalistischen Rahmen der Dichtung ein, schien von ganz derselben handgreiflichen Realität, wie nur irgend einer der zerlumpte Herbergsbrüder. Kein Glanz einer hohen, geistigen Ueberlegenheit ging von ihm aus, nur die Wärme eines kindlich gütigen, arglosen Gemütes, dem das Bedürfnis, zu trösten und zu helfen, eingeboren ist. Er scherzte mit trockenem, zutraulichem Humor und kühlte sich, man spürte es in jeder Wendung, in dieser Welt zu Hause; eben das Fehlen alles Feierlichen, diese äußere Unscheinbarkeit schloß ihm die Herzen der Verlorenen auf. Auch Arden als Schauspieler und Fräulein Muratowa als Wassilissa verdienen hohes Lob, wenn sie gleich nicht dieselbe Fülle wie Reicher und Rosa Vertens in diese Rollen hatten legen können. Kein Mißton störte den vollkommenen Zusammenklang des Ganzen. —

Freie Volksbühne (im Metropol-Theater): „Kater Lampe“. Komödie in vier Akten von Emil Rosenow. — Vor zwei Jahren war's an einem Sonntag, als während einer Theatervorstellung des vorgenannten Vereins die Trauerkunde vom Ableben Emil Rosenows durch die Reihen der Zuschauer ging. Und nicht lang zuvor hatte das erste und einzige Drama des zu früh vollendeten Dichters auf einer Berliner Bühne großen Erfolg errungen. . . Jetzt, wenn er lebte, wie sehr würde ihn der Jubel erfreut haben, mit dem sein „Kater Lampe“ am letzten Sonntag von Akt zu Akt begleitet wurde! Diese sächsische Dorfkomödie läßt den Tod Emil Rosenows doppelt bedauern. Vielleicht wäre uns ein echter Komödiendichter entstanden; denn dies Stück machte große Hoffnungen auf eine schöne Zukunft rege, ganz davon abgesehen, daß es in sich die Summe spezifischer und vorerst auf ein enges Gebiet begrenzter vollkommener Beobachtungen und Erfahrungen vereinigt. Ein künstlerisches Meisterwerk ist „Kater Lampe“ allerdings noch nicht; es hat mancherlei technische Mängel, sowohl hinsichtlich der Charakterzeichnung wie der Verknüpfung. Allein diese Mängel werden nahezu aufgehoben durch weit höhere Vorzüge. Rosenow zeigt sich als eminent feiner Kenner des sächsischen Volkes im großen und der erzgebirgischen Dörfler im besonderen. Man könnte sein Drama eine Komödie der Kleinlichkeiten nennen: so intim leuchtet er in die örtlichen Verhältnisse und Zustände dieser ärmlich dahinlebenden Berglandbewohner hinein. Und sie haben doch auch ihr Stüchigen Eigenart nebst einer Portion Schlaueit, Verschlageneit und schalkhafter, ja nicht selten schadenfroher Laune! Daß es — Kater den eigentlichen Angelpunkt der ganzen Komödie abgibt, ist an und für sich betrachtet ein gar winziges, wenn auch späßhaftes Motiv. Aber man nehme es von einer anderen Seite, nämlich von der, daß dies Tier der einzige Freund und das einzige Glück eines armeligen noch dazu buhligen Holzschlößergesellen ist: welche Lebenstragödie steckt doch darin! Und dann tritt der Dichter als Sozialkritiker hinzu, und siehe da: das in „Hasenpfeffer“ verwandelte Vieh verübt böshafte Rache an zwei beamteten Personen: der Postbote und der Gendarm defektieren sich an seinem Fleische. Der behelmte Hüter der sachsen-staatlichen „Ordnung“, so „schneid'ch“ er gegen den erbärmlich besoldeten Gemeinbediener und Katernörder vorbeht, so schnauserisch anmaßend er den Ortsbürgermeister behandelt — wie jämmerlich steht er da! In dieser satirischen Schluführung scheint mir doch der Kulminationspunkt des ganzen Stückes zu liegen. Aber über das alles ergießt sich ein Sprudel leichtblütigen rheinländischen Humors, der sich so behaglich am „leentlichen“ Sachsentum weiden mag. Ja, wenn der Dichter doch noch hätte die Nachsaben hören dürfen, die den Theaterraum von unten bis oben erfüllten! Mit dem Raubervölsch, das die meisten Darsteller als erzgebirglerischen Dialekt kreuzten, würde er sich allerdings weniger haben befreunden können; denn ein bißchen „singe-sächseln“ im üblichen Theaterjargon ist noch lange kein Idiom, wie es diese Dörfler bei sich führen. . . Inbessnen sei dies Mißlingen mit der dem sächsischen Gebirgsdialekt anhaftenden Schwierigkeit entschuldigt. So ein Grimassen schneidender Geselle wie Herr Edgar Dicho glauben machen will, ist der Neumerkel aber doch nicht; die Rolle muß viel tiefer sitzen! Und einen solchen Bezirksgendarm, wie ihn Herr Julius Strobl als eine Art Portepeschführer vorstellte, habe ich auch noch nie in Sachsen gesehen. Herr Hans Senius mischte seinem sonst gut geratenen Gemeinbediener ein Stückchen kopierte Gebrüder Herrnsfeld bei. Die Herren Joseph Dill (Gemeinbevorstand), Karl Waldow (Landbriestträger) waren recht annehmbar; weniger gilt das von den Herren Paul Hehse (Spielwarenverleger) und Hans Staufen (Drehermeister Schönherr).

Von den Vertretern weiblicher Rollen gaben die Damen Elise Pant-Steinert (Frau Seifert) und Hedwig Sascha (Frau Ermischer) jedenfalls das beste. Fräulein Grete Carlsson gab eine outrierte Frau Neuberger. Zu nennen sind dann noch die Damen Berta Peters (Frau Ulrich) und Marianne

Gonia (Frau Schönherr), sowie einige Bauerntypen. Zu großen und ganzen darf die Aufführung als glückliche bezeichnet werden. Sie brachte den „Kater Lampe“ zu hoffentlich andauerndem Erfolg und wird das Andenken Emil Rosenows befestigen. — e. k.

Kleines Theater. Matinee der „Dramatischen Gesellschaft“: Vier Variationen über das Thema Weib. Mit den vier Variationen über das Thema Weib, also von vornherein einem dramatischen und künstlerischen Mißverständnis, ist die „Dramatische Gesellschaft“ gestern zum erstenmale vor die Öffentlichkeit getreten. Und zwar mit einem künstlerischen Fiasko auf der ganzen Linie, das seinesgleichen sucht. Die „Dramatische Gesellschaft“ hat nach diesem Auftreten alle Berechtigung, sich eine undramatische zu nennen. Dilettantismus ist hier Trümmer dafür hat sie den schlagenden Beweis erbracht. Und sie hat extra eine unbequeme Stunde — 12 Uhr mittags — dazu gewählt, diesen Beweis nur noch schlagender zu machen. Das ist eine ganze Arbeit, die wir nur loben können. Wir sparen nicht der Worte, dieses Lob auszusprechen. Und die vier Variationen über das Thema Weib! Man bedauert das Weib. Vielleicht auch das Thema! Ja, und die Variationen waren so schlecht, daß man sie auch bedauert. Zumal sie auch noch „die verschiedenen, die heutige Bühne beherrschenden Stile und Genres wiederzuspiegeln versuchen“ sollten.

Zuerst ließ sich ein Herr von der Heydt aufzuführen. Naturtöne, die Innatur waren. Wie alles Innatur wird, was der Dilettantismus angreift. Hier war er kraß. Also war auch die Innatur kraß. Sogar komisch. Von zwei Engländern wurde dann ein vorsichtig „Grotteske“ benannte Scherz gespielt. Er hatte sich aus dem Variété verirrt. Und wenn man ihn wenigstens noch ein wenig zusammengestrichen hätte. Er wurde gut gespielt. Denn Hans Marr ist ein guter Schauspieler, das sah man sofort. Rose Balletti, trotz allzu offenen und absichtlicher Unterstreichungen, und Friß Beckmann, waren gute Partner. Eine quälende Sache war dann das einaktige erschauernde Drama von Richard Sellinger, der beinahe gerufen worden wäre. Die Schauspieler trugen hier redlich ihre Haut zu Markte, so daß sie genannt zu werden verdienen: Karla Ernst, Asta Hiller, Alwin Neuf, Jens Friedrich. Schließlich wurde vor fast leeren Bänken — das Publikum war zu einem erklidlichen Teile geflohen — eine Unmöglichkeit von Alfred Rossig tragiert, die sogar in Versen — und was für welchen! — war. Kurz und gut, es war eine lustige Matinee. Schade nur, daß es eine ernste hätte sein sollen.

Die Einladung war so, daß man Stücke von Adolf Paul, Karl Hauptmann, Stavenhagen und Eulenburg womöglich hätte erwarten können. Zumal, da sie ebenfalls über das Thema Weib sind. Dieser Genuß steht uns also noch bevor. Aber in diesem Augenblicke der Niederschneit streiten die Gefühle miteinander, und wir wissen nicht, ob wir nicht schon von vornherein danken sollen. Es will uns scheinen, daß unsere Dankbarkeit die Oberhand gewinnt. Wir danken also! — lz.

Humoristisches.

— Münchener Hoftheater. „Mama, wovon lebt eigentlich der Herr?“
„D, der verdient ganz gut, der löst hie und da einen Vertrag mit Baron Speidel auf.“ —

— Ein famoser Knopp. In einer Gesellschaft wird über Wagner gesprochen. Mittmeister Graf A., der sonst, sobald sich das Gespräch einmal auf das Gebiet von Kunst und Wissenschaft wagt, als ein Bild teilnahmloser Langeweile dazustehen pflegt, folgt heut den Ausführungen eines Enthufasteten mit allen Zeichen des Beifalls: „Wagner, ganz mein Mama! Ganz famoser Knopp!“ — „Algemeines starres Erschauern.“ „Ja, sehen Sie, meine Herrschaften,“ klärt der Graf die ihn fragend anblickende Umgebung auf, „der Wagner, der hält die Regimentskapelle von der Pauke bis zur Pfllokoloföte in Atem. Und das gönne ich der faulen Bande schon lange!“ — („Simpl.“)

Notizen.

— Unter den Geldgebern Berliner Theater befinden sich nach einer Berliner Mittagszeitung: Restaurateur, Löwenbändiger, Garderobepächter, Pferdehändler, Kravattenfabrikanten, Rechtsanwälte, Theaterdiener, Schauspielerinnen, Pantiers und Kunstfreundinnen. —

— Im Kleinen Theater geht „Antigone“ von Sophokles, deutsch von Bollmüller, am Donnerstag, den 8. März, zum erstenmal in Szene. —

— „Kater Lampe“ von Rosenow gelangt Ende März im Lessing-Theater zur Aufführung. —

— Dietrich Eckarts dreiaktige Komödie „Familienväter“ hatte im Münchener Volkstheater starken Erfolg. —

— „Der Vogel im Käfig“ von Stefan Großmann fand bei der Erstaufführung im Wiener Lustspieltheater lauten Beifall. —

— Die Restaurierung der Sebaldus-Kirche in Nürnberg erfordert 1¼ Millionen Mark. Man hofft, das kostspielige Werk im Sommer beenden zu können. —